

Chinesische Musikstudenten treffen europäische Kommilitonen

Zum dritten Mal stellte die *Stiftung pro Musica e Cultura* in diesem Sommer 20 jungen Cellisten ihr direkt am See gelegenes St. Moritzer Musikerhaus zur Verfügung, wo die Nachwuchskünstler unter Leitung des Schweizer Cellisten Albert Roman eine gute Woche in aller Ruhe proben und sich kulturell austauschen können, um anschließend auf Konzertreise zu gehen. Ursprünglich war dies von Roman Ende der 90er Jahre initiierte Projekt, zu dem er Chinas beste Cellostudenten nach strengen Auswahlkriterien einlud, und das schnell zur Gründung der *First China Cello Orchestra* führte, für die Weiterbildung chinesischer Nachwuchscellisten in der Schweiz gedacht, um ihnen die Chance zu geben, die klassische „westliche“ Musik in Europa studieren zu können. Inzwischen ist daraus ein tatsächlicher Dialog chinesischer und europäischer Musiker geworden, denn erstmals nahmen jetzt auch europäische Studenten an diesem Projekt teil, das jetzt den Namen *Swiss China Cello Orchestra* trägt. Gut vier Wochen lang arbeiteten 13 chinesische und sieben europäische Cellistinnen und Cellisten zwischen 17 und Anfang 20 unter der Leitung von Albert Roman zusammen, wobei es natürlich – wie bei jeder ernsthaften Arbeit – gerade in der Probenphase „Krisen“ zu bewältigen gab, was u.a. auf den unterschiedlichen kulturellen Hintergrund zurückzuführen ist, wie Roman berichtet.

Er habe den jungen Musikern gesagt, daß man, „um etwas bekommen zu können, erst etwas geben muß“. Für die europäischen Studenten, die vorwiegend aus der Schweiz stammten, sei das selbstverständlicher gewesen als für ihre chinesischen Kommilitonen. Was u.a. daran liege, daß die Chinesen „alle Einzelkinder und daher sehr verwöhnt sind“ – bei der bis vor kurzem offiziell vorgeschriebenen „Ein-Kind-Politik“ in China kein Wunder. Aber die Gruppe habe sich aus-

gesprochen, und als allgemein klar war, daß der erfolgreiche Abschluß des Projekts – immerhin standen drei Tage CD-Aufnahmen auf dem Programm und insgesamt 10 Konzerte in der Schweiz, in Italien und China – eine sehr intensive Probenarbeit verlangte, sei es sehr gut gegangen.

Das Ergebnis war jedenfalls ausgezeichnet, wie *Ibykus* bei dem außerordentlich gut besuchten Konzert in Basel am 5. August feststellen konnte. Das *Swiss China Cello Orchestra* bot ein gemischtes Programm dar, zu dem neben Arrangements z.B. aus Rimskij-Korsakows *Scheherazade* und Mussorgskijs *Bilder einer Ausstellung* auch zwei Uraufführungen von Werken des chinesischen Komponisten Tan Dun und des Schweizer Alfred Knüsel gehörten.

Der kulturelle Dialog sei aber weit über die Musik hinausgegangen, berichtet Roman. Die Chinesen hätten gesehen, daß „wir Europäer“ in vielen Dingen viel selbständiger und beim Aufnehmen bestimmter künstlerischer Ideen „viel strukturierter“ sind als sie. Auf der anderen Seite hätten die Europäer feststellen können, daß die Chinesen „so frisch und unverbraucht“ sind, und bei der Musikausübung nicht nur ständig an 'die Karriere' dächten. In Europa müsse man als Musiker schon sehr gut sein und viel Eigeninitiative entwickeln, um in diesen wirtschaftlich harten Zeiten sein Brot verdienen zu können. China stünde, gerade was die Ausbildung in klassischer Musik und deren Ausübung betrifft, noch sehr am Anfang.

Seit einigen Jahren werden viele chinesische Musiker aus dem Ausland zurückgeholt, weil Chinas Elite den Wert der klassischen Kultur beim wirtschaftlichen Aufbau des Landes, der mit Dengs Kurswechsel Anfang der 80er Jahre einsetzte, erkannt hat. *Endlich* könnte man sagen, denn bekanntlich war zur Zeit der „Kulturrevolution“ in den 60er und 70er Jah-

Stiftung
pro Musica
e Cultura

Ibykus
aktuell

ren die klassische Musik in China, sogar als „kapitalistisch-dekadent“ geradezu verteufelt. Eine betrübnliche Tatsache, die sich auch daran zeigte, daß kaum einer der chinesischen Cellisten, mit denen *Ibykus* nach dem Baseler Konzert sprach, aus einer Musikerfamilie stammt. „Nein, ein Instrument haben meine Eltern nicht gespielt, aber meine Mutter/mein Vater liebt die Musik.“ Diese Antwort auf die Frage, was sie bewogen habe, Musik zu



Albert Roman in seiner Heimat auf dem Julier im Engadin.

studieren, haben wir fast durchweg gehört.

Und warum gerade Cello? „Als ich 10 Jahre alt war, habe ich Yo Yo Ma im Fernsehen erlebt, und der hat mich ebenso fasziniert, wie der tolle Klang des Cellos“, erzählt der jetzt 21jährige Chen Shaojun aus Shanghai, der schon 2001 an diesem eurasischen Projekt „als mit Abstand jüngster“ Cellist teilgenommen hatte, und es – eine große Ausnahme – in diesem Jahr wieder geschafft hat. Er hat zudem das „riesige Glück“, ab Oktober ein Semester lang an der Baseler Musikhochschule die Kunst des Quartettspiels zu lernen. Chens Begründung für die Wahl des Cellos könnte genauso gut von einem musikbegeisterten Jungen aus Berlin, Paris oder New York stammen. Bei der 21jährigen Li Ruodi liegt der Fall schon anders, denn sie hat sich für dies Instrument entschieden, „weil meine Mutter das Cello so liebte, aber es nicht lernen konnte“ – oder durfte, müßte man hin-

zufragen. Denn obwohl Li, deren Mutter während der „Kulturrevolution“ aufwuchs, diesen Horror in Chinas jüngster Geschichte nicht erwähnt, ist klar, daß sie darauf anspielt. Sie studiert jetzt an der Musikhochschule in Rostock, da ihre chinesische Professorin, die dort ausgebildet worden war, ihr riet, zum Cellostudium zu „ihrem alten Lehrer nach Deutschland“ zu gehen. Noch vier Jahre will Li in Rostock bleiben und dort ihr Konzertexamen machen.

„Ich hatte das Glück, daß mich in Peking ein Professor in seine Klasse aufgenommen hat, der hier in Basel Solocellist war“, erzählt der erst 17jährige Yang Yichen, der bereits seit neun Jahren Cello spielt. „Und jetzt habe ich das große Glück, daß ich ein paar Wochen in der Schweiz mit europäischen Studenten musizieren, arbeiten und diskutieren kann.“ Roman führt als Grund, warum heute gerade das Cello bei Chinas Musikstudenten so populär ist, u.a. das „chinesische Cello“ an, das einsaitige *Erhu*, das in der traditionellen chinesischen Musik eine große Rolle spielt. Das moderne Cello sei erst Mitte des 19. Jahrhunderts aus Rußland nach China gekommen und sei jetzt, u.a. weil man damit musikalisch viel mehr ausdrücken kann als mit dem *Erhu*, in China außerordentlich populär.

Auf die Frage nach den Schwerpunkten der Celloausbildung in China fällt –

wen wundert’s – immer wieder der Name Johann Sebastian Bach. „Das Studium von Bachs Solosuiten für Cello ist bei uns an jeder Musikhochschule obligatorisch“, heißt es unisono. Gerade die Musik Bachs sei nicht nur bei den Studenten sehr beliebt, sondern auch bei den Zuhörern in China. Angesichts der Tatsache, daß bei den Konzerten – das *Swiss China Cello Orchestra* spielte diesmal in Peking, Shanghai, Hangshou und Quingdao – sehr viele junge Chinesen zuhören, stimmt das sehr hoffnungsvoll. „In China sind – anders als bei uns in Europa – in einem klassischen Konzert fast nur junge Leute im Publikum.“ Hier gingen Jugendliche vor allem in Rock- und Popkonzerte, alleine schon, um sich von den „alten Leuten“ abzuheben, die klassische Konzerte bevorzugen. In China dagegen herrsche bei den außerordentlich gutbesuchten klassischen Konzerten – im Durchschnitt kommen „mindestens tausend Zuhörer“ – zu Beginn „eine Atmosphäre wie im Fußballstadion“, erzählt Roman lächelnd. „Die Kinder rennen ‘rum, die Leute gehen ‘rein und ‘raus, schwatzen und lachen; richtig still wird es erst, wenn die Musik erklingt.“

Noch einmal zu Johann Sebastian Bach, der in China natürlich nicht nur bei der Ausbildung der Cellisten obligatorisch ist, sondern auch bei der aller anderen Musikstudenten. Eine der Begleiterinnen, die jetzt an der Pekinger Mu-

sikhochschule als Professorin für den Unterricht in „alter klassischer Musik“ zuständig ist – Hauptfach Cembalo –, hat während ihres Klavierstudiums in Wien die Musik von Johann Sebastian Bach kennen- und lieben gelernt. Eine österreichische Mitstudentin war Cembalistin, und der Gesang dieses Instruments faszinierte sie so sehr, daß sie nicht nur Cembalo lernte, „sondern auch die Orgel, weil ich die Musik von Bach besser verstehen wollte“. Ermuntern von ihren Lehrern, hat sie es sich dann zur Lebensaufgabe gemacht, den Chinesen, und gerade den jungen unter ihnen, Bachs große Kunst näherzubringen. Diese Musik werde von den Chinesen inzwischen geradezu geliebt. Wie unkompliziert, gleichzeitig aber auch respektvoll, um nicht zu sagen ehrfürchtig, Chinas junge Musikergeneration mit dem großen Thomaskantor umgeht, wie „kritisch“ aber auch das chinesische Musikpublikum inzwischen geworden ist, zeigt die folgende Episode. Gefragt, ob er aufgrund der Resonanz in seinen Konzerten, bei denen er sich „manchmal“ traut, auch Stücke aus Bachs Cellosuiten vorzutragen, bestätigen könne, daß seine chinesischen Zuhörer die Musik von Johann Sebastian Bach mögen, antwortet der 17jährige Yang mit einem schlitzohrigen Lächeln: „Da bin ich mir nicht so sicher.“

Ortrun und Hartmut Cramer

SCHILLER LEBT

- ESSAYS
- IBYKUS
- BÜCHER
- INTERVIEWS
- KRITIK
- TERMINE
- XENIEN

NEU

FRIEDRICH SCHILLER

Griechische Ausgrabungen

Schiller beim Wort genommen

Schillerfeste

home

Diese Webseite entstand anlässlich des Schillerjahres 2005.

Seit Januar 2006 heißt sie „Schiller lebt“ und bringt neben interessanten Essays, Interviews, Berichten ...

... z.B. in der Kolumne „Griechische Ausgrabungen“

jede Woche ein neues Porträt und Originaltext von einem Dichter, Philosophen oder Naturforscher des antiken Griechenland.

www.jahr2005.schiller-institut.de